

Nr. 289. **Bromberg, den 16. Dezember 1930.**

Der Farmer von Riveglast.

Roman von **Gert Rothberg**.

2. Kapitel.

Etwa 14 Tage später.

Mit ernstem Gesicht stand Graf Colany am Tisch und sah noch einmal die Papiere durch. Erzherzog Rainer lag auf dem Ruhebett und rauchte. Seine drei braunen Dackel balgten sich vergnügt auf dem großen Fell. Lachend sah Rainer ihnen zu. Graf Colany sagte laut:

„Rainer, jetzt ist es so weit — du bist gründlich in Ungnade gefallen. Nichts kann es deutlicher beweisen als diese Versetzung ins galizische Nest. Also, jetzt red' du. Soviel mir bekannt ist, besteht das ganze Offizierkorps aus strafversetzten Offizieren. Der Kommandeur soll ein wahrer Teufel sein. Ich werd' krank bei dem Gedanken, daß wir dorthin müssen. Sag' mal Rainer, warum bist eigentlich bei dieser Hiobspost so ruhig?"

Gelassen kam es vom Ruhebett her:

„Weil ich nicht hingeh', sehr einfach."

Mit einem Satz war Graf Colany bei dem Erzherzog.

„Rainer, um Gottes Willen, willst du der Geschicht' die Kron' aufsetzen? Laß es bei der einen Aufsässigkeit bewenden. Ich geh' ja auch mit hin. Man hat mich auch mit strafversetzt."

„So geh' allein, meinetwegen, und schlag' dort Fliegen tot. Ich verschwind'. Mich hält nichts mehr. Ich will ein Mensch sein, frei und mit dem Recht der Selbstbestimmung."

Graf Colany rang die Hände.

„Rainer, dann — — dann stößt man dich hinaus aus allem, was bis jetzt die Vorrechte deiner hohen Geburt waren. Nimm doch nur Vernunft an. Bedenke doch den Skandal, die nie wieder gut zu machenden Folgen für dich."

Der Erzherzog sprang plötzlich auf. Seine dunklen Augen flammten empört.

„Ich kümmere mich nicht um die Folgen. Ich kehr' nicht mehr zurück."

Graf Colany ließ jede Etikette, jede dienstliche Vorschrift außer Acht. Er fiel in einen Sessel, der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Ein Blick auf das entschlossene junge Gesicht Rainers belehrte ihn, daß jedes weitere Wort vergeblich sei. Doch er versuchte noch das Letzte.

„Rainer, ich kann dich nicht begleiten, so gern ich es möcht'. Mein Vater ist seit langer Zeit gelähmt. Ein solcher Schrecken, wie es meine Flucht für ihn bedeuten würde, müßte ihm den Tod bringen."

Der Erzherzog streckte dem Freund beide Hände entgegen.

„Ferdi, alter treuer Kerl, ich hätt' dich ja nie und nimmer mitgenommen. Du hast Pflichten. Ich bin allein. Wenn ich geh', stirbt keiner vor Schreck, höchstens vor Wut. Also da hast's. Und damit die Ungnade dich nicht auch mit trifft, werd' ich einen Brief an das Kabinett richten, in welchem ich erklär', der Wahrheit gemäß erklär', daß du mich mit aller Überredungskunst hast zurückhalten wollen."

Colany umarmte den Freund.

„Rainerl, du bist ein lieber Kerl, es ist schad' um dich, — glaub', ich heul' mich tot, wenn du fort bist."

„Das mach' nicht, Ferdi, sonst heult dann wieder die Baroneß Schönburg und da geht halt die Heulerei so weiter. Laß uns lieber vergnügt sein, Ferdi. Wir wollen heut' abend noch einmal zum Heurigen. Beim alten Mosinger-Franzl schmeckt er am besten. Lustig will ich sein, lachen und tanzen mitten ins neue Leben hinein."

Graf Colany schluckte. Der Erzherzog klopfte ihm auf den Rücken.

„Hast dich verschluckt, Ferdi? Komm, trink halt einen Muskateller auf den Schreck — schau nur, wie er vor Schadenfreude goldgelb funkelt."

Graf Colany wies das Glas zurück.

„Rainer, du — du — — du hast Stubenarrest."

Endlich war es heraus. Der Erzherzog warf das Glas zu Boden.

„Wer hat mir den diktiert?"

„Na Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Friedrich doch", sagte Colany kleinlaut.

„Hast du auch Arrest?" fragte Rainer plötzlich.

„Nein, merkwürdigerweise nicht", antwortete Colany.

Rainer pfiff.

„Dann ist's gut", sagte er befriedigt. „Also dann heute abend beim Mosinger-Franzl. Da ich hier meine Zelte abbreche, anders abbreche, als wie mir befohlen ist, so habe ich auch keinen Stubenarrest. Aber auf meinen Adjutanten verzichte ich nicht, solange ich noch Erherzog bin. Ich wünsche Sie also heute abend zu treffen."

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit."

Draußen hielt Colany sich mit beiden Händen den Kopf.

„Jesus Maria, das ist ja nicht auszudenken. Und im Grunde hat er recht. Doch noch keiner machte ungestraft Palastrevolution. Wenn ihm bloß einer zureden würde, — freilich, die Paulin würd' ich auch nicht heiraten."

Diese Gedanken galten nur dem Erzherzog, an dem er mit brüderlicher Liebe hing. Aber er konnte nichts mehr tun. Und eine blitzartige Erkenntnis kam ihm: der Entschluß des Erzherzogs datierte nicht erst von gestern und heute — vielleicht war die aufgezwungene Heirat nur der letzte Anlaß gewesen, den lange gehegten Wunsch nach Freiheit zu verwirklichen.

„Ich könnt' mich ohrfeigen, daß ich ein solcher Trottel bin und ihn nicht zu halten vermag", dachte Graf Colany zuletzt ganz ergeben.

*

— — — Erzherzog Rainer war nicht mehr so lustig, als er allein war. Seine Augen hatten einen nach innen gerichteten Blick, und seine Gedanken suchten die Zukunft. Man würde nicht auf einen ausgekniffenen Erzherzog warten, — Weltenbummler gab es genug. Was er zu tun, wohin er sich zu wenden hatte, er wußte es vorläufig noch nicht.

Einige Aussicht bot nur die neue Welt. Aber was wollte er denn dort? Chauffeur oder Reitlehrer bei einem reichen Schweinespeckkönig werden? Vielleicht kam es auch noch dicker! Es brannte ihm plötzlich in den Augen. Er wandte sich um, riß den Deckel des Flügels zurück, setzte sich und spielte den Deutschmeistermarsch. Dann sprang er auf, schloß den Flügel.

„So mein altes liebes Regiment, das war mein Abschied an dich", dachte er.

Er winkte dem Burschen.

„Stephan, mach' alles zurecht. Hol' vor allem die großen Koffer aus der Kammer. Ich verreise auf längere Zeit."

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit."

Stephan verbarg nur mühsam ein verstehendes Grinsen. Die „längere Zeit" war ihm schon bekannt: Strafversetzt nach R. in Galizien — hm. Na, er blieb hier und ging zum Regiment zurück.

Der alte Kammerdiener kam herein, schob den Burschen beiseite.

„So geh'."

Und mit liebevoller Sorgfalt legte er selbst jedes Stück in den Koffer.

„Ich ahn' etwas Schreckliches, ich ahn' — — —"

„Ahn' allein weiter, i geh jetzt," sagte der Bursche.

*

— — — Lustig klangen die Geigen beim Mosinger-Franzl. Sie spielten zum Tanz und Sang. Der Heurige hatte seine Wirkung bereits getan. Übermut und brausendes Gelächter erfüllte die kleinen niederen Stuben. Auf der Veranda saßen zwei Herren, beide in dunklen einfachen Anzügen. Drinnen im Saal erklang ein Walzer. Rainer sprang auf, nahm ein dunkelhaariges Mädel in den Arm.

„Wenn in Grinzing die Geigen erklingen,
Dann hab i mein Leben so lieb"

sang man dazu.

Traurig stand Graf Colany in einer Ecke. Rainer hatte gewollt, daß der Heurige sie noch einmal lustig machen sollte. Doch nur bei ihm selber hatte der Wein geholfen, bei Colany hatte er das Gegenteil bewirkt. Ihn überkam ein grenzenloses Elend. Ein Kichern riß ihn aus seinen schmerzlichen Gedanken.

„Gelt, Sie sind ein' Trauerunken. Warum gehen's dann zum Tanz?" Ein paar fröhliche junge Mädchengesichter lachten ihn an. Da warf Colany den Kopf zurück, nahm eines der Mädchen und raste mit ihr durch den Saal.

„Schaut's mal den langbeinigen Tropf, er rast wie eine toll gewordene Dampfmaschin'. Jessas, der hat aber an sitzen," sagte jemand.

Rainer sah den Freund und wußte plötzlich, was der fühlte. Da lachte er so herzlich und befreiend auf, daß es durch den Saal dröhnte und alles mitlachte und sich um den lustigen Herrn scharte. Und Rainer tobte weiter und ging als einer der Letzten heim.

*

— — — „Sie waren nicht nur Adjutant, sondern auch der Vertraute Seiner Kaiserlichen Hoheit! Was wissen Sie über diese heimliche Abreise?"

Erzherzog Friedrich blickte den Grafen Colany mit Augen an, die sich wie zwei scharfe Klingen in dessen Inneres gruben. Oberleutnant Graf Colany schwieg.

„Nun? Wohin reiste Seine Kaiserliche Hoheit?"

„Verzeihung, Kaiserliche Hoheit, das Endziel ist mir unbekannt."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort."

„Versprach der Erzherzog, Ihnen zu schreiben?"

„Nein, Kaiserliche Hoheit. Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Rainer hat sich für immer von mir verabschiedet. Er kehrt nicht mehr hierher zurück."

Der Oberst erschrak sichtlich.

„Das — — das ist — — Graf Colany, dann haben Sie von der Angelegenheit mehr gewußt, ohne es zu melden."

„Allerdings, Kaiserliche Hoheit, doch ich ehrte das Vertrauen welches Seine Kaiserliche Hoheit in mich setzte."

Erzherzog Friedrich kaute an seinem eisgrauen Schnurrbart. Endlich sagte er hart:

„Er ist feige geflohen. Warum hat er nicht Titel und Würden abgelegt, ehe er ging? Es ist unmöglich, daß ein Erzherzog sich heimatlos da draußen in der Welt herumtreibt."

Graf Colany stand steif aufgerichtet.

„Verzeihung, Kaiserliche Hoheit. Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Rainer kann kein Mensch den Vorwurf der Feigheit machen, das werden die Alpenjäger jederzeit bezeugen, — er rettete dreizehn Mann vor einem sicheren Tode."

Der Oberst senkte beschämt den Kopf. Dann sagte er:

„Erzherzog Rainer dürfte nicht wieder eine solche treue Freundschaft finden, wie Sie ihm entgegenbrachten. Sollten Sie eine Nachricht erhalten, dann darf ich wohl nicht auf Sie rechnen?"

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit, nein!"

„Es ist gut. Ich danke."

Müde winkte Erzherzog Friedrich mit der Hand.

Graf Colany schritt die breite teppichbelegte Treppe hinab. Da wurde er plötzlich in eine Nische gezogen, die ganz von breiten, hohen Palmen verdeckt war.

Ein verweintes, blasses Gesicht drückte sich gegen seinen Arm.

„Ist — — ist Rainer wirklich fort?" fragte eine zitternde Mädchenstimme.

„Jawohl Kaiserliche Hoheit."

„Und — —— und hat Ihnen Rainer gar nichts für mich aufgetragen?"

„Doch. Kaiserliche Hoheit sagte: „Wenn du die kleine Regina siehst, dann grüße sie herzlich und sage ihr, sie sei ein lieber Kerl, und ich würde oft und gern an sie denken, und sie soll auch zuweilen einen freundlichen Gedanken an den alten Rainer senden"."

„Und sonst — — hat — — er — — nichts gesagt?"

„Nein Kaiserliche Hoheit."

„Graf Colany, ich danke Ihnen, ich — — habe Rainer sehr lieb gehabt, er hat es aber nie sehen wollen."

Als schon längst die schlanke weiße Mädchengestalt die Treppe hinauf gehuscht war, stand Graf Colany noch immer und starrte vor sich hin.

„Schicksal!" sagte er endlich leise.

*

— — Am hohen Fenster ihres Schlafzimmers stand Erzherzogin Regina. Unzählige Sterne flammten am dunklen Nachthimmel. Mit vor Tränen verdunkeltem Blick sah Regina all die freundlichen himmlischen Lichter.

„Mutter Maria, bitte für ihn, daß er glücklich wird. Alles Glück, was der Himmel für mich bestimmt hat, soll ihm gehören, meinem alten fröhlichen Rainer."

Lautlos fielen glitzernde Tropfen auf die kleinen weißen Hände, die gefaltet auf der Fensterbrüstung lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ottos Abenteuer.

Skizze von Toon Ruygrok.

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blechert.)

Otto war in großer Bedrängnis: Jeder hatte es schon lange vorausgesagt, daß es einmal dazu kommen mußte — und nun war es so weit. Durch den Griff der Steuerbehörde.

Sein alter, treuer Freund, der Vollziehungsbeamte seines Bezirkes, hatte sich am Nachmittag wieder einmal bei ihm eingestellt und lang und breit mit ihm gesprochen. Otto mochte dem Beamten auf dem Papier vorrechnen, daß er innerhalb Jahresfrist den geforderten Betrag wohl zehnmal bezahlen könnte, und schwindelerregende Pläne entfalten, an denen ein Zweifel unmöglich schien. Es half alles nichts, denn der Gerichtsvollzieher erwies sich heute seinen Argumenten unzugänglich: er hätte jetzt genug von dem Gerede, und auf dem Finanzamt wolle man Geld sehen.

Nach langem Hin und Her waren sie endlich übereingekommen daß Otto am nächsten Tage fünfzig Mark auf dem Steuerbureau anzahlen und für den Rest noch einmal Aufschub bekommen würde. Otto hatte diese Verpflichtung in

vollem Vertrauen auf sich genommen, aber die Ausführung machte unüberwindliche Schwierigkeiten. Bei den guten Freunden klopfte er vergeblich an. Kees war verreist und kam erst in vierzehn Tagen zurück. Henk würde ihm das Geld sofort geliehen haben, wenn er nicht gerade vor einer halben Stunde seinen Schneider bezahlt hätte und dadurch selbst knapp bei Kasse gewesen wäre. Und Fritz hatte gerade Henk ausgeholfen, um dessen Schneider zu bezahlen ... In einer Woche wäre es ihnen aber möglich, und dann könne er sicher darauf rechnen ...

Mißmutig kam Otto nach Hause und dachte an seine Wirtin. Sollte er es wagen, sie um das Geld zu bitten? Für gute Worte hatte sie sich schon öfter zugänglich gezeigt. Sollte er es probieren?

Als ob sie seine Gedanken erraten hätte, trat die Wirtin ins Zimmer, ein Stück Papier in der Hand. „So", sagte sie, „hier habe ich die Rechnung für Sie. Es steht alles darauf, was Sie mir schuldig sind. Ich bin gerade im Begriff auszugehen und von dem Gelde, das ich von Ihnen bekomme, einen neuen Wäscheschrank zu kaufen."

Otto erblaßte. Unter diesen Umständen konnte er sie nicht um das Geld bitten. Es würde im Gegenteil noch schwere Mühe kosten, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Und in der Tat brauchte er anderthalb Stunden, um die Frau davon zu überzeugen, daß ihr alter Wäscheschrank ein Prachtstück sei, viel zu schön und zu solide, um jetzt schon ausrangiert zu werden, und nach einer weiteren halben Stunde hatte er sie so weit, daß sie einsah, beinahe verschwenderisch mit dem guten Gelde umgegangen zu sein, das er ihr anvertrauen wollte. Und es glückte ihm sogar, sie zu überreden, das Geld vorläufig noch bei ihm in Verwahr zu lassen, damit sie nicht von neuem in Versuchung käme, es für etwas so Unnützes auszugeben. Er war völlig erschöpft, als die Wirtin sein Zimmer verließ. Aber sie tat es wenigstens in der ehrlichen Überzeugung, einen Mieter zu haben, der ihre Interessen wahrnahm. Außerdem hatte er sie so beiläufig über seine Zukunftspläne unterrichtet und ihr in Aussicht gestellt, sie wenn der richtige Augenblick gekommen wäre, an seinen Geschäften zu beteiligen. Sie würden beide reich werden dabei, — das wäre todsicher. Nur ein bißchen Geduld wäre nötig.

Nach den Freunden und der Wirtin kam das Leihhaus an die Reihe. Er durchsuchte sein ganzes Hab und Gut, um festzustellen, ob es möglich sei, darauf fünfzig Mark zu beleihen. Das Ergebnis war noch magerer, als er erwartet hatte. Mit schwerer Mühe bekam er dreizehn Mark.

In einer stillen Straße holte Otto eine Flöte aus seiner Tasche und begann darauf zu spielen. Ein rührendes, melancholisches Lied, in dem er seinen Schmerz über die erlebten Enttäuschungen wiederzugeben versuchte. Mit der Zeit glückte es ihm, eine Anzahl Zuhörer, ein paar alte Jungfern, Kinder, Dienstmädchen und alte Leute um sich zu versammeln, die mitleidig seinem gefühlvollen Spiel lauschten. Nach einer guten Stunde hatte er eine Einnahme von einer Mark achtzig, worauf Otto seine Flöte in die Tasche steckte und grübelnd weiterging, in dem Bewußtsein, daß er auf diese Weise auch nicht ans Ziel gelangen würde.

Er versuchte in einigen Kaffeehäusern als Musiker anzukommen, aber vergeblich. Er war fast der Verzweiflung nahe, als ihm sein Onkel einfiel, der einzige Verwandte, der in der Stadt lebte und mit dem er sich erst vor wenigen Monaten überworfen hatte. Dennoch überlegte er nicht lange und suchte die Wohnung des Onkels auf.

Er lief beinahe das Hausmädchen um, das ihm die Tür öffnete, stürzte geradeswegs ins Wohnzimmer des alten Herrn und überfiel ihn mit einer Flut von Worten, um seinen herzlichen Gefühlen für den Verwandten Ausdruck zu geben. Stumm vor Staunen hörte sich dieser die Ergüsse des Neffen an und sagte endlich kurz und bündig: „Und nun mach, daß du fortkommst!"

Otto blieb. Er blieb, um nochmals auseinanderzusetzen, daß der frühere Zwischenfall voll und ganz auf seine eigene Unüberlegtheit zurückzuführen sei; er blieb, um nicht seine letzte Chance zu verlieren. Und es glückte! Er blieb so lange, bis er das Herz des Onkels vollständig erweicht hatte und den letzten Sturmlauf wagen konnte. Er war selig vor Glück, denn er bekam vierzig Mark von ihm los. Damit stürmte er nach dem Steuerbureau und kam atemlos an, eine Viertelstunde vor Toresschluß.

Mit einer Gebärde des Triumphes holte er das Steuerformular aus der Tasche, und nicht ohne Hochmut in seiner Stimme erklärte er, die angegebene Summe begleichen zu wollen. Man bot ihn, einen Augenblick zu warten. Inzwischen nahm er auf einer Bank Platz, noch immer erschöpft, und er wartete geduldig mit dem Gesicht eines Paschas, der soeben seinem Sklaven eine Strafe hatte verabfolgen lassen. Er wartete. Er wurde an den Schalter gerufen. Er mußte einige Auskünfte geben und von neuem warten. Es dauerte länger als eine halbe Stunde — das Warten schien kein Ende zu nehmen. Die Herren des Bureaus, die nach Hause verlangten, sahen abwechselnd zu ihm hin und auf das Formular, und alle schienen immer wieder eifrig zu suchen. Dann kam der Chef der Abteilung nach vorn.

„Wir wollen dieses Geld vorläufig annehmen, mein Herr", sagte er, „aber da war eine Schwierigkeit. Wir hatten diesen Posten als uneinziehbar ausgebucht. Wir wollten davon absehen, Sie weiter zu verfolgen, weil wir annahmen, daß es zwecklos sein würde. Aber Sie beweisen uns selbst, wie falsch wir Ihre Lage beurteilt hatten ..."

Elfriede Katneck aus Aachen.

Roman einer Varieté-Größe von Walter A. Persich.

Die Geschichte der Varieté-Sängerin Carmen Juana wird manchen verwundern. Man braucht dabei nicht viel von der Entdeckung Carmens durch Mister Johansson, einen schwedischen Manager, zu erzählen. Jeder weiß eigentlich, wie die Sache los ging, nicht wahr? Johansson kam am dritten Tage des Marktes nach Richmond, betrat die Bude „Zu den sieben Weltwundern" mehr aus Pflichtbewußtsein als aus Leidenschaft für den heiseren Ausrufer — richtig, ein Vergnügungskonzern Europas hatte ihn engagiert, um für das nach Novitäten ausgehungerte Varieté Nummern zu suchen.

Die Weltwunder bestanden aus einem Zwerg, der für eine Truppe zu verwachsen, aus einem Clown, der zu alt, aus einem Kraftmenschen, der waschlappig war, aus einem tanzenden Affen, weißen Mäusen, dem rechnenden Hund und aus Senorita Carmen, einem aufgelegten Bluff, der Herrn Pumding, dem Budenbesitzer, viel Schweiß und der einst kleinen Carmen viel Hiebe eingetragen hatte. Alles vorher ließ Johansson über sich ergehen, weil er zwischen etwa sechzig Menschen eingekeilt war.

Die Kleine dort oben — hm, ganz niedlich, jung und mit Flitter behängt — sie sang! Eine spanische Romanze, eine französische Chanson, eine italienische Serenade, ein deutsches Volkslied, einen englischen Song und eine russische Träumerei in den verschiedenen Sprachen, ohne, wie der Ausrufer erzählte, eine andere Sprache als Spanisch zu sprechen. Und das Wunder war die jedesmalige Verwandlung: ohne ein Kostüm, ohne einen Fetzen Stoff wußte sie sich den Ausdruck eines Gretchens und einer Carmen, einer russischen Bäuerin und einer kecken Französin zu geben ... angeblich in Selbsthypnose.

Da fuhr Johansson nun durch ein halbes Dutzend Länder, und hier fand er die Größe der Bühnen, die er suchte! — Vierzehn Tage dauerte der Markt noch; der Zwerg, der Clown und der Ausschreier waren bald zu den besten Freunden Johanssons geworden. Der Manager gab ihnen Verträge an einen kleinen Wanderzirkus, auch dafür hatte er als erfahrener Mann gesorgt, und er zechte mit ihnen, bis er von der dunklen Geschichte Carmens erfuhr ...

Pumding war vor achtzehn Jahren in Deutschland gewesen und hatte ein Kind, dessen Augen an dem bunten Wagen hingen, in das Gefährt gelockt und mitgenommen. Das geschah in der Nähe Aachens. Die belgische Grenze hatte man bald überschritten.

Johansson erklärte drei Tage vor Marktschluß Herrn Pumding das sachlich und schlicht, gab sich als Onkel der einst Kleinen aus, die ihn ja nicht kennen konnte, drohte mit der Polizei und hinterließ auf dem Richmonder Markt einen leeren Wohnwagen und einen trauernden Budenbesitzer (mit einer ganzen Menge Geld).

Im Kopenhagener Varieté des „Tivoli" fand Carmen Juanas Debut für die große Bühne statt, ohne medialen Schwindel. Ihr seltener Liebreiz und ihre klingende

Stimme genügten und der Rausch, den sie empfand, wenn um sie her alles glänzte, wenn geschmückte Menschen in schönen Sälen vor ihr auf das fremde Erlebnis dieser Attraktion harrten. Johansson, ihr Manager, überschüttete sie mit schönen Dingen — von seinem reichen Anteil ihres Verdienstes erworben —, führte sie in blitzende Säle voll Tanz, ließ sie bewundern, auf der Bühne und im Leben, aber er hielt jeden fremden Menschen fern.

„Du bist der beste Mensch“, erklärte die Sängerin bei jedem seiner Geschenke; sich erklärte es auch, wenn er sie lesen lehrte und schreiben, wenn in seinem Beisein der Gesanglehrer dagewesen war, um die Stimme für das Varieté durchzubilden. „Aber Carmen muß oft weinen. Carmen kennt nur dich und ist eine Puppe, kein Mensch ist so allein“!

„Lebst du nicht gut und herrlich? Hat Pumding dich nicht geschlagen?“

„Rox, der Zwerg, durfte mit Ilona spielen. Und der Herkules hat mich geschaukelt und mit mir geturnt.“

Johansson kaufte einen kleinen Affen, Carmen spielte zwei Tage mit ihm, dann setzte sie sich wieder auf das Kissengebirge und weinte.

„Nur ein paar Jahre, Carmen. Du kennst die Welt nicht. Alle großen Künstler sind einsam. Noch ein Jahr, Carmen, dann sind wir beide reich.“ —

Eines Tages klopften an die Tür von Pumdings neugegründetem Agenturbureau zwei alte Bekannte: der Zwerg, der noch älter, und der Kraftmensch, der noch klapper geworden war. Niemand wollte sie mehr am Wanderzirkus dulden, und Johansson hatte sie, da sie um Rat kamen, durch den Hotelportier abweisen lassen. Pumding aber sprach mit ihnen dies und das, dann kauften sie drei Koffer voll Kleider und fuhren nach Paris, wo Carmen einen Riesenerfolg erlebte. In Aachen hinterließen sie eine Photographie Carmens, des sechsjährigen Kindes, schickten es an einen bestimmten Herrn Katneck, den wirklichen Vater: „Wenn Sie Ihre Tochter wiedersehen wollen, so kommen Sie nach Brüssel! Wir wollen Ihnen helfen. Wenn Sie die Polizei hineinmengen, geben wir uns in Brüssel nicht zu erkennen.“ Es kam ein Konditormeister, Witwer und trauriger Mensch mit Hoffnungen, wartete in dem bezeichneten Restaurant, ließ sich von dem Zwerg in ein schmutziges Hotel führen und traf dort den Wagenbesitzer und den Kraftmenschen. Er erfuhr alles, ein wenig mit Lüge und Beschönigung vergoldet, weinte etwas und fuhr mit nach Paris.

Im Astor-Hotel erregte das Erscheinen der seltsamen Gruppe einiges Aufsehen. Im Hintergrund der Gruppe warteten drei Zivilbeamte der Pariser Polizei. Mister Johansson wurde beim Diktat, das eine reizende Französin aufnahm, gestört, aber er war zu sehr Gentleman, um nicht doch zu empfangen. „Es tut mir leid“, sagte er ruhig zu dem schlichten Mann, als er die verschiedenen Papiere durchgelesen hatte, „Ihnen erklären zu müssen, daß Carmen spanischer Herkunft ist und ihr Vater vor dreiundzwanzig Jahren starb.“ Herr Katneck schüttelte den Kopf, öffnete die Tür und ließ drei Herren, den Zwerg, den Kraftmenschen und den Budenbesitzer, eintreten. Einer der Kriminalbeamten öffnete mit einem Hotelschlüssel die gegenüber liegende Tür, und Carmen kam zögernd über den Flur, sah den Zwerg, lachte, drückte dem Athleten die Hand, gab dem Liliputaner einen Kuß, tanzte umher und begrüßte Pumding: „Onkel, Onkel!“

Pumding erklärte alle Zusammenhänge, man verglich seine Photographie des achtjährigen Kindes mit der des Vaters, hatte jedes Jahr eine neue, — die Beamten konnten trotz Johanssons Leugnen Carmen mit Elfriede identifizieren. Spanisch spreche sie, weil es interessanter für ihren Beruf sei, erklärte Pumding. Er habe es sie gelehrt — die Muttersprache vergißt eine Sechsjährige bald.

Die gerichtliche Verfolgung Pumdings und Johanssons wurde auf Wunsch Katnecks nicht beantragt. Carmen gab dem Vater schüchtern die Hand; aber als man ihr erklärte, sie solle mit ihm fahren, weinte sie. „Nein, ich gehe mit Pumding und meinen Kameraden, dem hier und dem“, erklärte sie. „Ich will leben, und mit denen habe ich gelebt — im Wagen und oft in Not. Aber Menschen waren bei mir, und zu Menschen will ich . . .“

Überfluß ersetzt keine Menschen, wie man sieht. Sie hat immer die entbehrt, die in ihrer Kindheit waren — und wer einmal fremd wurde wie ihr Vater, der bedauernswerte Konditor, zu dem kommt das Herz nicht zurück. Es ist leider so, und trotzdem haben alle weitergelebt. Johansson hat noch manchen Star entdeckt, die neugegründete Truppe mit dem Manager Pumding tritt noch heute auf; Herr Katneck backt süße Torten und ist ein wenig traurig dabei . . .

Bunte Chronik

*** Der mondsüchtige Mörder.** Der 28jährige Michael Filosa, dessen Eltern aus Spanien nach Amerika ausgewandert waren, arbeitete sich in Newyork zu einer angesehenen Stellung empor. Sein Leben hätte sich bestimmt erfolgreich weiter entwickelt, wenn eine krankhafte Veranlagung ihn nicht ins Verderben gestürzt hätte. Michael Filosa war mondsüchtig. Es geschah, daß er sich von seinem Nachtlager erhob, auf das Dach des zwölfstöckigen Gebäudes emporkletterte, um im Mondschein am Dachrande Spaziergänge zu unternehmen. In diesem Zustande führte Filosa halsbrecherische Akrobatenkunststücke aus. Wie ein Kater kletterte er an der Dachrinne entlang, promenierte auf dem steilen Dach und stieg durch die Schornsteine wieder hinab. Einmal wurde er von den Nachtwächtern während dieser seltsamen Beschäftigung entdeckt. Sie glaubten, es mit einem Einbrecher zu tun zu haben und alarmierten die Polizei. Die Polizeibeamten erkannten aber, daß es sich um einen Mondsüchtigen handelte und störten ihn nicht in seinem Vorhaben. Ein anderes Mal wurde Michael Filosa zu später Nachtstunde mitten im Strudel des Autoverkehrs in einem Schlafanzug angetroffen. Die Verkehrspolizei glaubte, einen Irrsinnigen vor sich zu haben und brachte ihn in ein Irrenhaus. Nach zwei Tagen wurde Filosa aus der Anstalt entlassen. Einige Monate lang wurde er beobachtet, führte aber ein völlig normales und ruhiges Leben. Plötzlich trat ein Rückschlag ein. Eines Nachts stieg Filosa aus dem Bett, nahm das Rasiermesser vom Nachttisch und begann seine Nachtwanderung. Diesmal kletterte er aber nicht auf das Dach, sondern ging in das Zimmer seines 16jährigen Adoptivbruders Salvator. Das plötzliche Erscheinen Michaels mit einem Rasiermesser in der Hand versetzte den jüngeren Bruder in eine solche Angst, daß er sich auf Michael stürzte, um ihm das Rasiermesser aus der Hand zu reißen. Der Mondsüchtige schnitt seinem Bruder die Kehle durch, kehrte dann in sein Zimmer zurück, legte das blutige Messer auf den Tisch und verfiel in einen tiefen Schlaf. Bei der Untersuchung erklärte er, keine Ahnung von dem tragischen Ereignis zu haben. Er hätte nur wunderbar geträumt.

*** Tonfilm des Amateurs.** Auch der Photoamateur möchte sich der fortgeschrittenen Technik anpassen und tonfilmen. Die Schmalfilmkamera besitzt er, einen Bildfilm kann er also aufnehmen; aber wie den Ton dazu? Da kam ein findiger Berliner Schmalfilm-Amateur auf die Idee, nicht, wie bei manchen Tonfilmen, zum bestehenden Film die Musik „hinzuzusynchronisieren“, sondern umgekehrt zu einer vorhandenen Schallplatte den Bildfilm aufzunehmen. Die Wirkung war geradezu verblüffend!

Lustige Rundschau



*** Zeitgemäße Zustände.** Herr Meier geht durch die Kälte, vor der ihn ein wallender Paletot beschützt. Herr Meier, dessen Taschen wenig Kleingeld warm halten, fühlt sich trotzdem wohl in dem wärmenden Überrock. Ein Bekannter geht vorüber und bewundert das gute Stück. „Funkelnagelneu, Herr Meier — wie machen Sie das?“ — Meier grinst: „Neu? Im Gegenteil: zehn Jahre alt! Aber ich hab' ihn viermal reinigen, zweimal wenden lassen und einmal vertauscht.“ — Ein Dritter geht vorüber, ein Bekannter von beiden. Meier grüßt süßsauer. Der andere ist erstaunt: „Lebt ihr denn neuerdings miteinander auf dem Kriegsfuß?“ — Meier nun nicht mehr süßsauer, sondern geradezu bitter: „Viel schlimmer, mein Lieber: auf dem Zinsfuß!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.